



GÜNTER NEUWIRTH

Mord an der Weinstraße

KRIMI AUS DER STEIERMARK

GMEINER



GÜNTER NEUWIRTH

Mord an der Weinstraße

TRÜGERISCHE IDYLLE Die ehemalige Polizistin Christina Kayserling lebt zurückgezogen in einem alten Winzerhaus bei Leutschach in der Südsteiermark. Waren früher Gewalt und Verbrechen Teil ihres Alltags, genießt sie nun die stille Landschaft mit endlosen Reben, den Buschenschanken und der Weinbauernidylle. Doch als sie bei einer Radtour einen Toten im Wald entdeckt, holt sie ihre Vergangenheit ein. Bald verdichten sich die Hinweise, dass dieser Mord kein Einzelfall ist. Christina stößt auf Spuren, die tief in die Region reichen, und beginnt zu recherchieren. Mit jedem Schritt verdichtet sich das Bild eines jahrelang kultivierten Systems aus subtiler psychologischer Manipulation, Geld und Macht. Wer hier zu viel weiß, lebt gefährlich. Christina muss entscheiden, wie weit sie gehen will – und ob ihr die Wahrheit mehr wert ist als ihre Sicherheit und das neue Leben, das sie sich im Weinland aufgebaut hat.

© Rudi Ferder, Graz



Günter Newwirth, geb. 1966, wuchs in Wien auf. Nach einer Ausbildung zum Ingenieur und dem Studium der Philosophie und Germanistik zog es ihn für mehrere Jahre nach Graz und später in die Weststeiermark. Heute wohnt der Autor in Wien und ist in einem Entwicklungsteam an der TU Graz tätig. Günter Newwirth veröffentlicht in steter Folge Bücher in verschiedenen Genres. Bekanntheit erhielt er vor allem durch seine Serie historischer Romane, die in Triest der k.u.k. Monarchie angesiedelt ist. Mehrmals trat Newwirth als Organisator des internationalen Festivals CRIMINALE in Erscheinung.

GÜNTER NEUWIRTH

Mord an der Weinstraße

KRIMI AUS DER STEIERMARK

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Przemysław Iciak / iStock.com

ISBN 978-3-7349-3699-9

Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

FEBRUAR

Die Dunkelheit hatte sich längst über die Alpentäler gesenkt. Winterliche Nebelschwaden hingen an den bewaldeten Bergflanken. Die Temperatur lag um den Gefrierpunkt, tagsüber war es nur in den Höhenzügen frostig gewesen. Spätnachts würde sich der feuchte Schnee in den Senken mit Harsch überziehen. Glatte Straßen waren zu erwarten, doch am morgigen Tag würden auf den Pisten der Schladminger Tauern wieder ideale Bedingungen herrschen.

Sie war erschöpft.

Nicht von den paar Abfahrten, die sie an diesem Tag gemacht hatte, sondern vom Abendessen im Kreise der Düsseldorfer Familie. Das Ehepaar hatte darauf bestanden, Annalena nach Abschluss des dreitägigen Skikurses zum Essen einzuladen. Die Leute waren ihr nicht unsympathisch gewesen. Mit dem Sohn und der Tochter hatte sie sich schnell gut verstanden, dennoch waren solche Verpflichtungen für Annalena das Schwierigste an ihrem Job. Vor drei Jahren hatte sie an der Uni Graz ihr Studium der Sport- und Bewegungswissenschaften als Master of Science abgeschlossen, aber ihren Studienjob hatte sie nicht beendet und arbeitete in den Wintermonaten weiterhin als Skilehrerin. Warum auch nicht? Während des Studiums hatte sie nur in den Ferienzeiten in Schladming wohnen und arbeiten können, in den letzten drei Jahren allerdings hatte sie den gesamten Winter über hier gelebt.

Sie hatte eine Wohnung mit Kellerabteil etwas außerhalb des Ortskerns gekauft, die Bleibe war klein, übersichtlich und gemütlich eingerichtet. Auch wenn im Sommer unerträgliche Hitze über ihrer Heimatstadt lastete und die Bewohner von Graz im kochenden Asphalt zu versinken drohten, zog sie sich in ihre Wohnung in den Bergen zurück. Mehrmals täglich rollten Züge quer durch die Steiermark von der Landeshauptstadt nach Schladming, sie benötigte für ihre zwei Wohnsitze nicht einmal ein Auto. Die komfortable und große Wohnung in Geidorf, nicht unweit der Universität, und die schmucke Wohnung am Ortsrand von Schladming boten ihr ausreichend Lebensqualität. Wie viele ihrer Freundinnen und Freunde verzichtete auch Annalena auf den Kauf eines Autos. Wenn sie etwas zu transportieren hatte, dann lieh sie sich einen Wagen. Das war immer noch viel billiger, als ein eigenes Auto zu besitzen. Und ökologisch sinnvoll.

An Geld allerdings hatte sie keinen Mangel. Ihr Vater hatte seinen beiden Töchtern zu gleichen Teilen sein beträchtliches Vermögen vererbt, und die jährlichen Erträge aus der Fabrik konnte sie bei ihrem Lebensstil bei Weitem nicht ausgeben.

Bis knapp nach neun Uhr hatte das Essen gedauert. Die Familie würde morgen Vormittag ihr Gepäck in Papas Straßenkreuzer verladen und dann würden die vier die Rückfahrt nach Düsseldorf antreten. Er war ein hohes Tier in einem großen Konzern und verdiente unverhältnismäßig viel. Annalena hatte sich in den letzten drei Tagen wiederkehrend Vorträge über die Erfolge und Leistungen des Mannes anhören müssen, aber sie hatte, kaum nachdem sie das schicke Restaurant verlassen hatte, so gut wie alles vergessen. Natürlich war die Familie wohlhabend, ande-

renfalls hätten sie sich nicht einen Skiurlaub in Schladming mit einem dreitägigen Kurs samt persönlicher Ski-lehrerin leisten können. Für durchschnittliche Leute aus der Bevölkerung war ein derartiges Urlaubsvergnügen einfach unerschwinglich. Und wenn Annalena Privatunterricht erteilte, verlangte sie so ziemlich die höchsten Tagessätze in der gesamten Steiermark. Nämlich gerade, weil sie finanziell auf den Job nicht angewiesen war.

Einige ihrer Freunde trafen sich heute noch, um zu feiern. Ihr war jedoch nicht danach. Den manchmal ausschweifenden Partys der Skilehrer wohnte sie nur mehr selten bei. In jüngeren Jahren während der Studienzeit hatte sie kaum eine ausgelassen, aber mit achtundzwanzig war sie mittlerweile in einem Alter, in dem durchtanzte Nächte nicht mehr die einzige Freude im Leben waren. Vor allem nach dem nicht enden wollenden Essen mit ihren Kunden wollte sie den angebrochenen Abend in aller Stille bei einer Tasse Tee und einem guten Roman ausklingen lassen. Erst neulich hatte sie wieder vier E-Books erstanden, eines davon würde sie heute beginnen. Sie konnte sich ein Leben ohne ihren Reader gar nicht vorstellen, denn vor allem bei Zugfahrten zwischen Graz und Schladming war es sehr praktisch, eine gesamte Bibliothek dabeihaben zu können.

Morgen Vormittag würde sie eine Kindergruppe aus Wiener Neustadt übernehmen. Zwölf Kinder im Alter zwischen neun und zehn Jahren waren angekündigt. Manche Kollegen vermieden es, Kindern Skifahren beizubringen, Annalena dagegen mochte es. Sie kam mit Kindern gut klar, die allermeisten schauten schon nach ein paar Minuten bewundernd zu ihr auf und machten bei den Übungen motiviert mit. Wie ihre ältere Schwester Heid-

run hatte Annalena eine exzellente Ausbildung genossen, ihr Vater hatte keine Kosten und Mühen gescheut und seine beiden Töchter auf die besten Schulen geschickt. Annalena sprach feinste Schriftsprache, war immer höflich und wusste sich stets kultiviert zu benehmen, und bei ihrem blendenden Aussehen und ihren sportlichen Fähigkeiten war sie für die Kinder und Jugendlichen, die bei ihr Unterricht nahmen, schnell ein Vorbild. Annalena wusste das, und gerade deshalb setzte sie ihre Wirkung auf andere dezent ein. Zwei Tage würde sie die Gruppe darin schulen, sich auf den Pisten der Schladminger Tauern nicht die Beine zu brechen.

Worauf sich Annalena aber wirklich freute, was sie kaum erwarten konnte, war die Reise nach Chile. Die Reisegruppe würde acht Frauen umfassen, alle ungefähr im gleichen Alter und erfahrene Bergsteigerinnen. Isolde hatte während des Studiums fast drei Jahre in Annalenas Wohnung in Geidorf gelebt. Annalena hatte nicht allein in der großen Wohnung bleiben wollen, also hatte sie ein, manchmal sogar zwei Zimmer vermietet. Da ihr die Wohnung gehörte und sie auf Mieteinnahmen nicht angewiesen war, hatte sie ihre Zimmer ausschließlich an Personen vergeben, die ihr sympathisch waren. Bei Isolde hatte die Chemie sofort gestimmt, und der Mietpreis, den Annalena verlangt hatte, war für die Größe des Zimmers, die Lage sowie die Ausstattung der Wohnung eigentlich nur von symbolischer Bedeutung gewesen. Als Isolde mit ihrem Freund zusammengezogen, also aus der WG ausgezogen war, blieben die beiden Freundinnen und trafen sich regelmäßig zu Bergtouren oder zum Skifahren.

Die Osttirolerin war ein Organisationstalent und stellte immer wieder Gruppen zusammen, mit denen sie Reisen

unternahm. Bergwandern in Nepal, eine Radtour durch das australische Outback, Trekking in Kanada, Paddeln in Schweden, das waren die Dinge, die Isolde liebte. Diesmal hatte sie eine reine Frauengruppe formiert. In anderthalb Wochen würden sie in das Flugzeug nach Santiago de Chile steigen und im südlichen Sommer innerhalb von drei Wochen vier Sechstausender besteigen. Die Reise war vollständig organisiert, Quartiere waren gebucht und zwei Geländefahrzeuge waren gemietet, die Tickets gekauft und die Reiseroute definiert. Annalena hatte bislang keine der von Isolde organisierten Reisen verpasst, im Gegenteil, sie hatte manches sogar mitfinanziert. Sie trug zum Beispiel die Mietkosten für die Autos in Chile, auch Isoldes Ausrüstung hatte sie zu einem nicht geringen Anteil bezahlt. Isolde hatte das Talent, Menschen zu begeistern und Ideen umzusetzen, sie war eine starke Frau mit Charisma, aber als Tochter eines Dachdeckers könnte sie sich derartige Abenteuerreisen nur selten leisten. Da half ihr die wohlhabende Freundin aus Graz gern aus.

Annalena zog ihr Smartphone aus der Jackentasche und schaute auf die Anzeige. Heidrun hatte auch heute nicht zurückgerufen. Vor drei Tagen schon hatte sie ihrer Schwester auf die Mobilbox gesprochen und um einen Rückruf gebeten. Es war immer das Gleiche, Heidrun zu erreichen war mühsam. Sollte sie am nächsten freien Tag nach Graz fahren und sie besuchen? Es führte wahrscheinlich kein Weg darum herum. Sie mussten endlich miteinander ins Gespräch kommen und vorzugsweise noch bevor das Flugzeug nach Südamerika abhob.

Annalena gelangte an den Ortsrand von Schladming. Der Gehsteig endete, ein Stück musste sie am Straßenrand entlanggehen, ehe sie über einen Seitenweg zur kleinen

Siedlung kam, in welcher ihre Wohnung lag. Sie schaute nach oben. Leichter Schneefall setzte ein, auf der Straße waren nur wenige Fahrzeuge unterwegs. Sie freute sich auf eine warme Dusche und eine Tasse Tee.

Ein Motor heulte auf. Erschrocken riss sie den Kopf herum und schaute hinter sich. Zwei Lichter näherten sich, schneller werdend. Sie erstarrte. Das Auto beschleunigte! Auf rutschiger Fahrbahn! Vor einer Kurve! Die Lichter rasten heran. Und plötzlich änderte das Fahrzeug die Fahrtrichtung. Nur um ein Stück. Die Lichter kamen direkt auf sie zu. Ihr Atem stockte, das Herz setzte für einen Moment aus.

Dann der Schlag.

Annalena verstand nicht, was hier geschah. Sie begriff nur noch, dass sie über die Leitschiene flog und in die Dunkelheit stürzte. Den Aufprall im seichten Bachbett zwanzig Meter tiefer nahm sie nicht mehr wahr, denn der Kopf schlug auf einen Stein. Ein heller Blitz durchzuckte ihr Gehirn, danach folgte Dunkelheit. Kein Schmerz, nur endlose Schwärze.

ENDE MAI

Es war beides gleichzeitig. Eine Form des Selbstverlustes, ebenso eine Form der Selbstfindung. Laufen war so etwas wie Meditation. Christina lief mit wohlgesetzten Schritten, konstanter Atemfrequenz und stabilem Puls. Zwei- bis dreimal in der Woche joggte sie den Waldweg entlang. Eine Stunde flotter Lauf über Wiesen, an Waldrändern vorbei und über zwei Anhöhen der südsteirischen Weinberge. Es waren sanfte Bergrücken, weder steil noch sehr hoch, an deren sonnenhellen Südhängen Weingärten lagen. Selten, dass sie bei ihren Touren Wanderern begegnete, denn wochentags traf man in dieser Region weit eher Förster, Bauern und Winzer bei der Arbeit, und an den Wochenenden, wenn die Spaziergänger, Wanderer und Mountainbiker aus Graz oder Leibnitz kamen, lief sie frühmorgens gleich nach dem Frühstück los.

Laufen passte einfach zu ihr. Schon als Kind war sie viel und ausdauernd gelaufen. Das hatte sich jetzt nicht geändert. Ihren vierzigsten Geburtstag hatte sie nur in der Gesellschaft einer Kanne Schwarztee, eines Stücks Apfelkuchen und einer Flasche Weißwein in aller Stille gefeiert. Mehr war nicht nötig gewesen.

Ihr Haus kam in Sicht, sie setzte zum Schlussprint an und erreichte die unter einer Pergola platzierte Sitzgruppe vor dem Haus. Massige und roh bearbeitete Holzmöbel ohne jede chemische Imprägnierung. Natürlich würde das Holz der Pergola und Sitzgruppe mit der Zeit verwittern,

aber der von Christina beauftragte Tischler hatte Lärchenholz von der Koralpe verwendet. Keine heimische Holzart eignete sich wegen seiner Witterungsbeständigkeit besser für naturbelassene Gartenmöbel. Natürlich hatte die Sitzgruppe ein kleines Vermögen gekostet, aber in ihrem Leben würde Christina keine Gartenmöbel mehr kaufen.

Zum Abschluss ihrer Touren machte sie wie immer ein paar Dehnungsübungen. Dann trat sie an die Pumpe und betätigte den Schwengel. Klares Wasser strömte in den Zuber. Der im Boden vergrabene Behälter sammelte Regenwasser vom Dach. Als Christina im letzten Jahr hierher gezogen war, hatte sie die Dachrinnen und die Schwengelpumpe erneuern müssen, um den Brunnen in Betrieb zu nehmen. Den Behälter hatten die Winzer angelegt, die mehrere Generationen hier auf dem Hof gelebt und gearbeitet hatten. So verfügte Christina über einen beinahe unerschöpflichen Vorrat an erstklassigem Nutzwasser für den Garten und für sonstige Zwecke. Auch die Toilette im Kellerstöckl bezog das Wasser aus dem Brunnen und nicht aus der öffentlichen Wasserleitung.

Sie schaute sich um, ob sie jemand entdecken konnte, und sah wie üblich niemanden. Ihr Haus lag abseits der Zivilisation, in der Regel war sie hier weit und breit der einzige Mensch. Die von ihr im Herbst gesetzten Sträucher waren in den letzten Wochen gewachsen und boten etwas Sichtschutz. Sie entledigte sich ihrer Kleidung und griff zu Waschlapen und Seife. Für ein Vollbad im Zuber war es noch zu kühl. Wenn im Hochsommer eine Hitzewelle über dem Südsteirischen Weinland lastete, würde sie mit großem Vergnügen in das kühle Brunnenwasser abtauchen.

Sie fasste mit beiden Händen in das kalte Nass und wusch sich gründlich. Schon vor ihrer Joggingtour hatte

sie ein Handtuch und frische Kleidungsstücke bereitgelegt. Christina stieg in Slip und Jeans, zog ein schlichtes T-Shirt über. Danach sperrte sie die Haustür auf und marschierte in die Küche. Sie füllte ein großes Glas mit Apfelsaft und Wasser. Die kühle und leicht süße Flüssigkeit schmeckte köstlich und erfrischend.

Seit sie in der Stille des ehemaligen Winzerhauses lebte, glaubte sie sicher, ihren achtzigsten Geburtstag problemlos zu erreichen, mit dem neunzigsten realistisch rechnen zu können und mit etwas Glück sogar eine hundertjährige Weinberghexe zu werden.

Fridolin hüpfte von außen auf das Fensterbrett und lugte neugierig in die Küche. Der schlaue Kater war irgendwann im letzten Sommer aufgetaucht, hatte sich auf ihrem Grundstück genau umgesehen, sich von Christina eine Schale Milch aufwarten lassen und kehrte seitdem regelmäßig bei seinen Streifzügen bei ihr zu einem Imbiss ein. Wobei er stets distanziert war. Wenn er Kontakt haben wollte, dann legte er sich neben Christina auf die Gartenbank und schlief, während sie las oder schrieb und dabei still genug war, den wohlverdienten Schlaf eines halbwilden, kräftig gebauten und kerngesunden Katers in den besten Jahren nicht zu stören. Christina hatte dem Tier den Namen Fridolin gegeben. Er lehnte es entschieden ab, das Haus zu betreten, und wenn sie ihm Nahrung geben wollte, dann hatte sie in den Garten zu treten. Dem Anstand und der Sitte eines Katers mussten auch Menschen gehorchen.

Christina trat mit dem Glas in der Hand an das Fenster. »Na, Frechdachs, hast du mich schon erwartet? Bist du durstig?«

Sie hatte die Stimme ihres Therapeuten noch genau im Ohr.

»Verlassen Sie Ihr Schneckenhaus! Mischen Sie sich unter das Volk. Jeder Mensch braucht andere Menschen. Das ist ein Naturgesetz.«

Die Natur also. Aber wie sollte Heidrun in diese Straßenbahn steigen, ohne sich zu übergeben? Die Türflügel öffneten sich, ein paar Fahrgäste stiegen aus, ein paar ein. Heidrun schnappte nach Luft. Sollte sie es wagen? Sie trat ein paar Schritte näher heran. In wenigen Sekunden würde die Straßenbahn losfahren. Dann wäre die Mühe, sich bis hierher geschleppt zu haben, vergeblich gewesen.

Die Tram fuhr ab. Alles umsonst. Sie schaffte es aber auch nicht, nach Hause zu gehen, also blieb sie stehen und wartete. Nach und nach sammelten sich wieder Menschen an der Haltestelle, die nächste Tram rollte heran. Das immer gleiche Spiel. Türen auf, Ausstieg, Einstieg, Türen zu. Bestimmt würde sie auch diese Garnitur verpassen. Gafften die Leute sie schon an, weil sie an der Haltestelle wartete und nicht einstieg?

Von hinten liefen kichernd drei Mädchen heran. Schülerinnen mit den ersten Pickeln im Gesicht. Die schnellste der drei betätigte den Druckknopf. Die Tür glitt auf. Bestimmt hatte der Fahrer die drei gesehen und die Garnitur deswegen noch nicht verriegelt. Die Mädchen drängten sich an Heidrun vorbei und entwickelten dabei einen unwiderstehlichen Sog. Heidrun ließ sich mitziehen, sie stieg ein. Die Türen schlossen, die Straßenbahn fuhr an. Heidrun fasste schnell nach einem Haltegriff.

Es war ganz leicht.

Wie lange war sie schon nicht mehr mit der Tram gefahren? Sie wusste es gar nicht. Egal, sie war drinnen.

Unter Menschen. Sie hatte ihr Schneckenhaus verlassen. Der mit Dr. Wenigzell besprochene Plan war es, in dieser Woche mit der Straßenbahn zum Grazer Hauptplatz zu fahren, dort auszusteigen und direkt wieder vom Hauptplatz nach Hause zu fahren. Nächste Woche sollte sie am Hauptplatz eine Runde gehen und eine Zeitschrift kaufen.

»Kleine Schritte, machbare Schritte. Frau Lenau-Fellner, Sie schaffen das. Sie kriegen Ihre Ängste in den Griff. Ich bin mir sicher.« So hatte der Doktor ihr Mut gemacht.

Vielleicht schaffte sie es ja wirklich. Bisher war es beinahe leicht gewesen. Die anderen Fahrgäste beachteten sie gar nicht. Die meisten schauten auf ihre Smartphones, die wenigsten zum Fenster hinaus. Die drei Schülerinnen schnatterten. Es war ein ganz normaler früher Nachmittag an einem ganz normalen Tag in einer ganz normalen Welt.

Die Straßenbahn bremste bei der nächsten Haltestelle. Sollte sie schnell wieder aussteigen? Nein, sie schaffte das, sie war sich jetzt auch sicher. Die Türen öffneten sich. Fahrgäste stiegen aus, andere stiegen ein.

Ein Blick streifte Heidrun. Sie merkte auf. Da, der breitschultrige Mann in der braunen Lederjacke sah sie für einen Augenblick an. Dann wandte er sich ab und ging durch den Wagen nach hinten und setzte sich auf einen freien Platz. Heidrun beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Der Mann griff nach seinem Smartphone und wischte darauf herum. Heidrun runzelte die Stirn. War nicht in die Tram, die sie zuerst hatte vorbeifahren lassen, ein Mann mit brauner Lederjacke eingestiegen? Sie wusste es nicht mehr.

»Erlauben Sie bitte?«

Heidrun erschrak. Eine alte Frau mit Gehstock und Einkaufstasche stand hinter ihr. Heidrun begriff erst jetzt, dass sie einen der freien Sitzplätze blockierte.

»Natürlich. Entschuldigen Sie bitte.«

Heidrun trat zur Seite und die alte Frau setzte sich.

»Danke.«

»Sehr gerne.«

Ein Glücksgefühl durchströmte sie. Heidrun hatte mit einer wildfremden Person gesprochen. Ein echtes Gespräch im echten Leben. Die Tram erreichte schließlich den Hauptplatz. Eine weitere Welle dieses Glücksgefühls. Sie stieg aus.

Wie immer war der Hauptplatz voller Leben. Unzählige Menschen warteten bei den Haltestellen, überquerten den Platz, eilten zu Terminen, schauten in die Auslagen der Läden, gingen ihren alltäglichen Geschäften nach.

Sollte sie zum Kastner gehen?

Heidrun kaute auf ihrer Unterlippe. Als Kind hatte sie es geliebt, mit ihrem Vater und ihrer Schwester bei Kastner & Öhler einzukaufen. Das große Kaufhaus ein paar Schritte vom Grazer Hauptplatz entfernt zog seit Generationen die Menschenmassen an. Es hatte sich gut angefühlt, wenn ihr Vater etwas für seine Töchter erworben hatte, Spielzeug, Sportschuhe, einmal eine schöne Winterjacke. Sie vermisste ihn. Sie vermisste Annalena.

Los jetzt. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Sie marschierte voran. Beim Kiosk sah sie einen Mann mit brauner Lederjacke, der eine Tageszeitung aus dem Stapel zog und der Verkäuferin ein paar Münzen reichte.

Da vorne lag das Kaufhaus.

Heidrun marschierte zuerst beherzt, schließlich zögernd zum Portal. Ein älteres Ehepaar überquerte die

Straße und trat vor den Eingang. Die Schiebetüren glitten geräuschlos auf. Heidrun beeilte sich, hinter dem Ehepaar das Kaufhaus zu betreten. Edle Düfte umfingen sie. Die Kosmetikabteilung lag direkt beim Eingang. Es war, als ob man aus dem grauen Alltag in eine Welt voller Luxus und Komfort eintauchte.

Heidrun trat an die Rolltreppe und schaute nach oben.

Sie konzentrierte sich und kämpfte ihre Panik nieder. Das mehrstöckige Kaufhaus verfügte über Rolltreppen. Und Rolltreppen waren für Heidrun eine Herausforderung. Sie mochte es nicht, wenn sich der Boden unter ihr bewegte, sie mochte Höhen nicht besonders und wenn sich beides in einem mehrstöckigen Deckendurchbruch von einer Etage zur nächsten hochzog, musste sie gegen ihre Panik kämpfen. Immerhin waren Rolltreppen besser als Aufzüge. Diese Enge war die Hölle.

Heidrun hüpfte mit verkniffener Miene auf die sich bewegende Metalltreppe und klammerte sich an den Handlauf. Geschafft. Sie schaute weder nach links noch nach rechts oder nach oben, sie starrte nur ihre Fußspitzen an.

Im ersten Stock ging sie ein wenig auf und ab. Dr. Wenigzell würde stolz auf sie sein. Vielleicht frequentierte sie seine Ordination deswegen so regelmäßig, weil der routinierte Psychiater in manchen Momenten und mit manchen Gesten an ihren Vater erinnerte. Wenn ihr Vater stolz auf seine Tochter gewesen war, weil sie wieder eine Eins geschrieben hatte oder im Chor eine kurze Solopassage fehlerfrei gesungen hatte, dann waren das für Heidrun besondere Momente gewesen. Er hatte in der Fabrik so viel zu tun gehabt, er hatte immerzu gearbeitet, sie und Annalena waren nach dem frühen Tod ihrer Mut-

ter von Gouvernanten erzogen worden, dann und wann aber hatte ihr Vater sich Zeit für seine Mädchen genommen. Das waren die schönsten Momente ihrer Kindheit gewesen. Und wenn Dr. Wenigzell einem ihrer seltenen Fortschritte Anerkennung zollte, dann war da in Heidrun stets eine ferne Erinnerung an Emmerich Lenaus Lob. Und stolz würde Dr. Wenigzell garantiert sein, dass sie nicht nur die Fahrt mit der Straßenbahn gemeistert hatte, sondern auch ins Kaufhaus gegangen war.

Heidrun schlenderte durch die Regale und kam in die Abteilung für Damenunterwäsche. Sie hielt vor einer stilvoll dekorierten Schaufensterpuppe. Diese war mit einem hauchzarten Nichts an cremefarbenen Spitzen bekleidet. Heidrun grübelte. Wie würde dieses Set an ihr aussehen? Würde sie sich ihrem Mann nach all den Wochen der Zurückgezogenheit wieder zuwenden können? Würde sie sein Begehren entfachen, wenn sie sich ihm derart gekleidet präsentierte? Würde das Kostüm ihr Verlangen befeuern?

Die Sehnsucht war da. Immer noch.

Heidrun war es gewöhnt, voll von Sehnsucht zu sein. Seit jeher war sie von ihr erfüllt gewesen: Sehnsucht nach ihrem Vater, Sehnsucht nach ihrer jüngeren Schwester, nach guten Freundinnen, Sehnsucht nach ihrem Ehemann Patrick, Sehnsucht nach Stärke und Freiheit, Sehnsucht nach Selbstwert. Alle ihre Wünsche waren in Wahrheit im Kerzenlicht zuckende Schatten inmitten eines ewig finsternen Kellers. Unerfüllbar.

Mit der Fingerspitze strich sie über die cremefarbenen Strümpfe der Schaufensterpuppe. Hochwertiges Material.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Heidrun schaute die herantretende Verkäuferin an.
»Ach, ich schaue mich nur um.«

»Unser derzeitiges Spitzenset. Einmalig. Sehr gute Qualität und elegant wie sonst nichts hier im ganzen Haus.«

Die Verkäuferin hatte eine angenehme Stimme und ein apartes Auftreten. Dezent, fraulich, ihre Miene vermittelte schlagartig Vertrauen. Sie mochte etwa Mitte dreißig sein, also waren die beiden ungefähr gleich alt.

»Es ist sehr schön.«

Die Verkäuferin maß mit geschultem Blick Heidruns Größe und Gewicht. »Welche Körbchengröße?«

»B.«

»Dann ist Medium für Sie richtig.« Sie nahm eine Packung vom Stapel. »Das Set umfasst BH, Höschen, Strumpfbandgürtel und Strümpfe.«

Heidrun nahm die Packung zur Hand und schaute auf den Preis. Sollte das ein Kleinwagen sein? Oder eine dreimonatige Luxuskreuzfahrt? Ein absurd hoher Betrag.

»Sie haben genau die richtige Figur dafür. Ihr Mann wird überwältigt sein.«

Heidrun schnappte nach Luft. Seit Annalenas Tod waren sich ihr Mann und sie nicht mehr intim begegnet. Heidrun bewunderte Patrick, der sich so zartfühlend und hellhörig verhielt, der sie in keiner Weise bedrängte, der nichts von ihr forderte, außer, dass sie sich erholte und Kraft schöpfte. Es tat so gut, sich auf Patrick verlassen zu können, und zu wissen, dass er einfühlsam und geduldig war.

Obwohl Annalena sechs Jahre jünger gewesen war, war sie immer die Stärkere der beiden Schwestern gewesen. In ihrer Jugend hatte sie mit ihrem Lebensmut Heidrun aufrecht gehalten. Nun leistete dies ihr Ehemann Patrick.

Würden derart schöne Dessous ihr Leben ändern? Heidrun drückte die Packung kurz an ihren Busen und funkelte die Verkäuferin an. »Ich nehme es.«

Die Verkäuferin nickte lächelnd und begleitete Heidrun zur Kassa. Heidrun zahlte mit Bankkarte. Was würde Dr. Wenigzell sagen, wenn sie ihm von diesem Kauf erzählte? Heidrun war in einem Rausch des Glücks.

Sie sah die breiten Schultern eines Mannes in brauner Lederjacke. Heidrun hielt inne. War das der gleiche Mann, der ihr zuvor in der Straßenbahn und am Hauptplatz aufgefallen war? Sie war sich nicht sicher. Er drehte sich nicht nach ihr um, sondern besah weiterhin die ausgestellte Kollektion an Jacken.

War er ihr gefolgt? Wollte er sie etwa ansprechen und auf ein Getränk einladen?

Heidrun eilte zur Rolltreppe. Auf einmal hatte sie gar keine Angst vor der Rolltreppe, sie trippelte die sich bewegendenden Stufen hinab. Nur raus hier. Fort. Auf direktem Weg nach Hause. Mit hastigen Schritten überquerte sie den Hauptplatz. Neben dem Rathaus warteten Taxis auf Kundschaft. Heidrun warf sich in den ersten Wagen der Reihe. Sie nannte ihre Adresse. Der Fahrer startete den Motor und wendete das Auto.

ANFANG JUNI, FREITAG

Dr. Konstantin Wenigzell saß wie zumeist um diese Zeit an seinem Schreibtisch und schrieb mit der Füllfeder in sein aktuelles klinisches Notizbuch. Zwei Regalbretter seines Bücherschranks waren mit seinen immerzu mit blauer Tinte gefüllten Büchern bestückt. Schon zu Beginn seiner Tätigkeit als Psychiater und Psychotherapeut hatte er begonnen, seine Arbeit gewissenhaft zu protokollieren. Einerseits natürlich, weil therapeutische Arbeit aus rechtlichen Gründen dokumentiert werden musste, andererseits aber auch, um seinen Erfahrungsschatz für spätere Arbeiten festzuhalten. Vor rund zehn Jahren, er war damals fünfzig Jahre alt geworden, hatte er den Ehrgeiz entwickelt, seine Kenntnisse und Methoden der Wissenschaft zugänglich zu machen. Er hatte zwei Bücher verfasst, eines, das sich an eine interessierte, breite Öffentlichkeit wandte, ein anderes, das vor allem der Forschung gegolten hatte. Nach zwanzig Jahren durchgehender Arbeit als Psychiater und Psychotherapeut hatte er eine Fülle an Erfahrung angesammelt, die er der Öffentlichkeit zugänglich machen wollte. Ohne die großformatigen Notizbücher mit all ihren Aufzeichnungen hätte er die Bücher unmöglich verfassen können. Ja, in diesen mit seiner schönen Handschrift geschriebenen Notizbüchern lagerte der ganze Schatz seiner therapeutischen Erfolge und Erkenntnisse.

Nach der Veröffentlichung der zwei Bücher in einem renommierten Wissenschaftsverlag folgte eine Zeit der

Ernüchterung und Enttäuschung, daran konnte sich Dr. Wenigzell lebhaft erinnern. Die Forschung hatte seinem Fachbuch kaum Beachtung geschenkt, und der Wissenschaftsjournalismus hatte sein populäres Sachbuch kaum verstanden und tendenziell abschätzig darüber geschrieben. Auch die Verkaufszahlen waren nur mäßig geblieben, sodass er sich nach einiger Zeit von der Öffentlichkeit wieder abgewandt und sich wieder voll und ganz der Arbeit in seiner Ordination zugewandt hatte. Vielleicht würden spätere Generationen auf seine Theorien und Methoden zurückgreifen, aber im gegenwärtigen wissenschaftlichen Betrieb herrschte, wie Dr. Wenigzell es empfand, ein Klima des Neides und der Missgunst. Er war ein erfolgreicher Therapeut, in den drei Jahrzehnten seiner Praxis hatte er unzähligen Patienten geholfen, er hatte vielleicht ein bisschen zu idealistisch gedacht, dass seine Leistungen vom Fachpublikum mit Respekt und Interesse aufgenommen werden würden, aber dem war leider nicht so gewesen. Doch er wäre ein schlechter Therapeut, wenn er über persönliche Niederlagen nicht hinwegkäme. So hatte er mit seiner publizistischen Arbeit abgeschlossen und sich wieder voll auf seine Patientinnen und Patienten fokussiert.

Da er Frühaufsteher und am Vormittag erfahrungsgemäß am leistungsfähigsten war, ordinierte er ausschließlich vor dem Mittagessen. Zumeist aß er zu Hause. Frau Ljubica arbeitete seit zehn Jahren als Haushälterin für ihn, Dr. Wenigzell nannte die Mittvierzigerin »seine bosnische Perle«, denn ihre Tüchtigkeit war unerreicht und ihre Kochkunst famos. Frau Ljubica zauberte tagein, tagaus kulinarische Köstlichkeiten mit viel Gemüse und wenig Fleisch, und sie verstand es, den Gerichten dieses gewisse

Etwas zu verleihen, welches aus einem guten Gericht ein besonderes machte. Nur wenn Frau Ljubica krank war oder mit ihrer Familie zu den Verwandten nach Bosnien reiste, besuchte Dr. Wenigzell zu Mittag ein in der Nähe liegendes Gasthaus.

Nach dem Mittagsmahl pflegte er einen ausgedehnten Spaziergang zu machen, wobei er im Bezirk Gösing, in dem seine kleine Villa lag, mal diese, mal jene Route nahm.

Am frühen Nachmittag kehrte er in sein Haus zurück, begab sich in das Arbeitszimmer und übertrug die stichwortartigen Notizen der therapeutischen Gespräche als ausformulierte Sätze in seine Notizbücher.

Seine Abende verbrachte Dr. Wenigzell entweder zu Hause bei der Lektüre eines guten Buches, zweimal in der Woche bei seinen Vereinskollegen im Schachklub oder er traf sich mit einem langjährigen Freund zum obligaten Tarock. Gelegentlich ging er abends auch ins Kino.

Alle paar Wochen legte er ein, wie er es nannte, »Wien-Wochenende« ein, nahm einen frühen Zug in die Hauptstadt, quartierte sich im immer gleichen Hotel beim Schwarzenbergplatz ein und besuchte Ausstellungen oder Kaffeehäuser und abends Theateraufführungen oder Konzerte. In früheren Jahren hatte er anstelle der abendlichen Theaterbesuche ein diskretes Etablissement in der Innenstadt frequentiert, aber davon war er abgekommen. Dr. Konstantin Wenigzell war mittlerweile einundsechzig Jahre alt, die Besuche bei den jungen Damen hatten an Bedeutung verloren. Sonntagnachmittag überquerte er wieder den Semmering in Richtung seiner Heimatstadt Graz, um Montagfrüh ausgeruht die Ordination zu öffnen.

Er schraubte die Kappe auf den Schaft der Füllfeder und legte sie ab. Sinnierend hing sein Blick im Raum. Ja, er musste es zugeben, manchen seiner Patientinnen und Patienten musste er mit robuster professioneller Distanz begegnen. Natürlich, er war promovierter Facharzt der Psychiatrie und ausgebildeter Psychotherapeut, durch seine Ausbildung hatte er sich in jungen Jahren einen mächtigen Apparat an Werkzeugen, Mitteln und Methoden erarbeitet, und dazu gehörte auch professionelle Distanz. Aber mit den Jahren hatte er bemerkt, dass therapeutische Arbeit auch auf einer sehr emotionalen Basis gestaltet werden musste. Und da spielte es natürlich eine Rolle, wie man Patienten als Mensch begegnete. Ja, manche Patienten waren ihm wenig sympathisch oder gar unsympathisch, sodass die therapeutische Arbeit mit hoher Professionalität geleistet werden musste, für andere Patienten hingegen empfand er eine gewisse Zuneigung, sodass die nötige emotionale Bindung zwischen Therapeut und Patient leicht geknüpft werden konnte. Gleich in der ersten Therapiestunde war heute seine derzeitige Lieblingspatientin in der Ordination gewesen. Von der ersten Stunde an hatte er Heidrun Lenau-Fellner gemocht, alles an dieser jungen Frau gefiel ihm, ihre Erscheinung, ihre Wesensart, ihr Denken und Empfinden, und natürlich tat sie ihm auch leid.

Ihr psychologischer Typ war als introvertiertes Empfinden zu klassifizieren. Dieser Typ neigte zu lebendiger Fantasie, zu mythologisch affizierbaren Gedanken und künstlerischer Ausdrucksstärke. Aber gerade die schöpferische Kraft ihrer Psyche schaffte es nicht so recht, an den Tag zu treten. Das fand Dr. Wenigzell sehr schade und gestand sich darin auch therapeutisches Versagen ein.

Seit vielen Monaten war Frau Lenau-Fellner bei ihm in Behandlung, und bislang hatten sie noch keinen substantiellen Durchbruch geschafft. Nun, ihre Einkaufstour in der Innenstadt hatte er ausdrücklich gelobt, aber er machte sich nichts vor, seine Patientin hatte einen Schritt in die richtige Richtung gemacht, war aber noch lange nicht am Ziel.

Wie jeder Arzt wusste, konnten nicht alle Therapien erfolgreich sein, bei einer Person schlug eine Kur bestens an, bei einer anderen bewirkte sie trotz vergleichbarem Krankheitsbild kaum Besserung. Das galt für pharmazeutische, chirurgische und psychotherapeutische Behandlungen gleichermaßen.

Was aber bei Heidrun Lenau-Fellner bemerkenswert war, dass er selbst trotz aller Skepsis sich selbst gegenüber und trotz der bislang kaum erfolgreichen Versuche an einen Durchbruch glaubte. Ja, er war sich geradezu sicher, dass diese wunderbare junge Frau die Instabilität ihrer Persönlichkeit überwinden konnte.

Dr. Wenigzell füllte seine Tasse mit dem letzten Rest des mittlerweile erkalteten Tees, nahm einen Schluck und erhob sich. Er trat an den Bücherschrank heran und ließ den Blick über die Buchrücken streifen. Ein beträchtlicher Teil der Sammlung auf diesen Regalbrettern beinhaltete die Bücher seines Lehrmeisters im Geiste, nämlich die Schriften des Schweizer Psychiaters C. G. Jung, sowie Bücher über das Leben und die Arbeit des Meisters und Bücher über die auf C. G. Jung zurückgehende Schule der Analytischen Psychologie.

Dr. Wenigzell öffnete das Fenster des Arbeitszimmers und schaute in den schattigen Garten seiner Villa. Der Frühsommer war schön, die Bäume und Sträucher grün-

ten, Vögel zwitscherten. In zwei Stunden würde er sich mit seinen Kollegen zum Schachspiel treffen. Er freute sich darauf.

*

Magister Wolfram Kossits fuhr das Betriebssystem herunter und klappte das Notebook zu. Ein arbeitsreicher Tag lag hinter ihm, er hatte einiges erledigt, manches geschafft, aber vieles harrte noch der Fertigstellung. Die Arbeit ging nie aus, sie war wie ein Fluss, der unablässig aus den Bergen in die Niederungen floss. Manchmal musste man sich von der Strömung mittragen lassen, manchmal musste man gegen sie ankämpfen. Seit fünf Jahren führte er seine Kanzlei in der Stempfergasse inmitten der Grazer Altstadt. Eine gute Adresse war die erste Voraussetzung für eine gedeihende Anwaltskanzlei, niemand in der besseren Gesellschaft der steirischen Landeshauptstadt würde einen Anwalt ernst nehmen, der sein Büro am Griesplatz oder in den Industrievierteln von Puntigam oder Liebenau führte. Natürlich war die Miete beträchtlich, aber das gehörte nun einmal dazu. Er musste eben genug Aufträge an Land ziehen. Sein Spezialgebiet war Wirtschaftsrecht, er hatte sich nach dem Studium diesem Metier zugewandt, weil er hier mit Unternehmen und entsprechenden Kapitalien zu tun hatte. Dort, wo es um viel Geld ging, konnte man als Anwalt einiges verdienen. In seinem Verständnis gab es keinen besseren Grund zu arbeiten, als für Geld. Es musste strömen, wie die Arbeit, dann war sein Leben in Ordnung.

Aber manchmal konnten Quellen auch versiegen, dann lief weniger Wasser die Berge hinab. Und versiegten meh-

rere Quellen, dann fiel der Pegel des Flusses zusehends. Und wenn man den Bächen zu viel Wasser entnahm, konnten sie austrocknen.

Kossits trat an das Fenster und schaute kurz in die Gasse. Die Stempfergasse gehörte zur Fußgängerzone der Altstadt, daher drang nur frühmorgens Verkehrslärm in sein Büro, wenn die Lieferanten mit ihren Fahrzeugen die Güter und Waren heranschafften und abluden. Ansonsten hörte man nur die Geräusche der Passanten und der Straßenbahn in der nahen Herrengasse. Er entdeckte zwei stilvoll gekleidete junge Frauen vor der Auslage einer der verschiedenen Nobelboutiquen. Kossits beobachtete die attraktiven Damen, die nach einer Beratung im Laden verschwanden. Also schloss er das Fenster.

Nachdem er seinen Aktenkoffer gepackt hatte, machte er sich auf den Weg. Seine Sekretärin war schon vor einer Stunde gegangen. Sie arbeitete zwanzig Stunden pro Woche für ihn. Natürlich hatte er anfangs nach einem jungen und ungebundenen Fräulein Ausschau gehalten, mit dem er ein Verhältnis anfangen konnte, das aber dennoch gut in Buchhaltung, Korrespondenz und Organisation war. Eine solche hatte er nicht gefunden. Die zwei jungen Dinger, mit denen er im Bett gelandet war, hatten im Büro versagt. Also hatte er eine sehr gepflegte und aparte Frau eingestellt, die wie er zweiundvierzig Jahre alt war und über gute Berufserfahrung verfügte. Er und Karin Schwarzer waren schnell per Du gewesen, und wenn eines der beiden Kinder der verheirateten Frau krank war oder in der Schule eine wichtige Prüfung anstand, handhabte er ihre Arbeitszeit großzügig. Mit dem Gewinn, dass in seinem Büro nun Ordnung herrschte, Arbeiten erledigt und Termine eingehalten wurden.

Mit flotten Schritten überquerte er den Tummelplatz, grüßte einen Bekannten aus der Ferne und kam zum Opernring. In der dortigen Parkgarage hatte er einen Dauerplatz gemietet. Kossits bezeichnete sich selbst als überzeugten Autofahrer, er würde sich nur unter größter Überwindung in eine Straßenbahn mit ungewaschenen und schwitzenden Menschenmassen zwingen, und selbstverständlich fuhr er mit seinem Tesla vom Ruckerlberg am Stadtrand in die Innenstadt. Aber dass in der Altstadt viele Straßen und Gassen in Fußgängerzonen umgewandelt worden waren und es Pläne gab, noch weitere einzurichten, begrüßte er. Der historische Kern vieler mitteleuropäischer Städte war einfach nicht für den Autoverkehr geeignet, zu viel Kultur und Geschichte in engen Gassen, da war kein Platz für Fahrbahnen und Parkstreifen. Autos brauchten einfach viel Raum, egal, ob sie standen oder sich bewegten, und den schuf man durch Parkgaragen in den Innenstädten und Autobahnen auf dem flachen Land.

Überhaupt stand er vielen Themen des Umweltschutzes positiv gegenüber. Wer seine Heimat wahrhaftig liebte, musste sie auch erhalten. Das war kein komplizierter Gedanke. Aus diesem Grund hatte er sich vor vier Jahren erstmals ein E-Auto gekauft. Tesla statt Mercedes Benz. Dass dieser amerikanische Milliardär, der Leiter des Tesla-Unternehmens, ein irrlichternder Psychopath war und auch politisch für peinliche Auftritte gesorgt hatte, war Kossits egal. Die Amerikaner hatten jedes Recht, Dilettanten, Spinner oder Verbrecher in Regierungsämter zu hieven. Die Österreicher machten von diesem Recht schließlich selbst intensiv Gebrauch.

Er schmunzelte bei diesem Gedanken.